Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 25 (1921)

Artikel: Das neueste Vierteljahrhundert deutschschweizerischer Dichtung

[Schluss]

Autor: Faesi, Robert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571842

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wilma lehnte am Gartentor. Es öffnete sich nach rückwärts. Wie betäubt und geblendet durchschritt sie den Garten und trat ins Haus zurück.

Die kleine Pfarrerin überfiel sie mit liebevollen Vorwürfen; was sie nur denke, so in der kühlen Nacht zu stehen. Sie solle sich von ihrem Schmerz nicht zu sehr bedrängen lassen.

Schmerz? dachte Wilma. Und sie schalt sich selbst, dak sie ihres Schmerzes vergessen. Sie lief in ihr Schlafzimmer, entlief der redseligen Trösterin. Schmerz? dachte sie. war wohl ein dumpfes Heimweh nach den zwei gütigen Gefährtinnen und einer vergangenen Zeit in ihr, allein es leuch= tete etwas Neues in sie hinein, wie der Mond, der geisterhaft auch in die Schlaftammer drang. Schon vermochte sie sich nicht mehr zu verdeutlichen, wie es früher gewesen war. Was sollte werden? über= legte sie. Die Waisenbehörde würde kom= men und der Pfarrer und der Arzt und andere. Alle würden Rate bei der Hand haben und sie mit ihren mehr oder weni= gen guten Meinungen peinigen und ver= wirren. Und dann... die Hand des Rei= ters brannte auf ihrem Scheitel. Wie seltsam war alles! Sie wußte nichts von ihm, nicht einmal, ob der Name, der an seiner Satteldede geleuchtet hatte, der

seine gewesen. Aber, wo er war, wußte sie. Und sie sah seine Augen, sein Gesicht, spürte die Berührung seiner Hand. Und was zu ihm in Beziehung stand, riß alle andern Erwägungen wie Kartenshäuser zusammen.

Plöglich öffnete sie die Schublade einer Rommode und riß Kleidungsstücke heraus. Auch dachte sie an eine Reisetasche, die auf dem Estrich stand. Und nach einer Weile: Am frühen, noch dunsteln Morgen ging ein Zug. Sie wußte das, weil sie immer sein Rollen gehört hatte...

Am andern Tage herrschte große Erregung im Hause, wo die Kapuzinerranken gilbten. Die Hüterin konnte Wilma nicht finden. Sie lief zu ihrem Mann. Es versammelten sich alle, auch der Doktor und Leute vom Waisenamt, in den leeren Wohnräumen.

"Am Ende hat sie sich ein Leid ans getan," riet die romantische Pfarrerin.

"Man wird nachforschen," sagte streng und entschlossen ein Amtsmann.

Sie begannen die Suche im nahen Dorfweiher. Aber beim Tode fanden sie sie nicht. Und als sie sie beim Leben zu suchen begannen, war ihre Spur schon verwischt, die Welle schon wieder glatt, die die kleine Wilma hinweggespült.

Das neueste Vierteljahrhundert deutschschweizerischer Dichtung.

Bon Robert Faesi, Zollikon.

Unsere Seimatkunst hat eine Parallele im achtzehnten Jahrhundert — oder besser: sie leitet sich von dort her. Auch das mals wurde der Zeitgeist bekämpft, nämslich die mondäne, skeptische, moralisch laxe Ueberkultur, deren Hochburg Paris war. Die Reaktion darauf machte sich in einer doppelten Tendenz unseres Schrifttums geltend. Retour à la nature verstanden wir einmal als Rücksehr zu ländlich schlichsten, patriarchalischen Lebensverhältnissen und Sitten, zugleich jedoch zu den Vorsbildern der eidgenössischen Heldenwäter. Von Lavaters Schweizerliedern und Joh.

von Müllers Schweizergeschichte führt ein ununterbrochener, wenn auch auf lange Streden steiniger und verstaubter Weg zu der historisch patriotischen Nebenrichtung unserer Seimat= funst. Er streift freilich C. F. Meners jeder Tendeng enthobene, fünstlerisch un= erreichte und geistig geläuterte, aber ge= schichtlich und oft schweizerisch orientierte Novellistik. Und wenn die Darstellung unseres zivilen und gegenwärtigen Da= seins im Schatten Gotthelfs und Kellers steht, so die unserer historischen Ber= gangenheit in demjenigen des Verfassers von Jürg Jenatsch. Im schützenden Schatzten, doch auch im verdunkelnden.

Die Echtheit und das feine "Flair" mancher geschichtlichen Erzählung leitet sich daneben aus dem Blut und der lebens dig erhaltenen Tradition der Verfasser ab. Das greifbarste Beispiel dieser strengen und getreuen, bis auf das Patriziertum zurückreichenden Tradition ist neben Tavel Nanny von Escher. Die Familienschronik wird zur nächstliegenden stofflichen Fundgrube, und mehr als einmal kehrt der Verfassername im Roman wieder oder gar in dessen Titel, wie in Maria Wassers "Geschichte der Anna Waser".

Auf dem Kult der vaterländischen Ueberlieserung fußen auch die unablässig wiederholten Bersuche, ein nationales Drama oder gar ein Nationaltheater zu schaffen. In unserem Festspielwesen schien der Nahmen dazu gegeben; aber es gelang nie, ihn mit einem vollwertigen Bild zu füllen.

Fehlte es meist an der notwendigen Bertrautheit mit den Anforderungen der Bühne, an dramatischem Instinkt und Technik, so unterließ es Arnold Ott, sein temperamentvolles Theaterblut künstelerisch zu bändigen und seine ungefügen, aber wuchtigen Szenen in die Sphäre geistiger Bedeutung zu rücken.

Reiner besaß die Kontinuität des Schaffens, um sich mit der Gattung der schweizerischen Sistorie auf dem regelmäßigen Theater einzubürgern. C. A. Bernoulli, dessen unruhige Beweglichfeit sich in jedes schriftstellerische Gebiet wagt, war mit seinem Zwinglidrama dem von vielen erstrebten Ziel verheißungsvoll nahe.

Am rühmlichsten hat Adolf Fren C. F. Meyers bewußtes Künstler= und Könnertum und seinen historisch gerich= teten Geist mit einer gedrungenen und herben Eigenart verbunden. Auch seine Beziehungen zur Seele unserer Zeit sind fühl gewesen, um so wärmer die zur Stammesseele. Nicht weniger als von seinen Festspielen und Romanen gilt von seinen bildhaften Gedichten, daß sie im historischen, geschichtlichen und landschaft= lichen Schatz der Heinat wühlen. Wesent= licher seiner Fühl= und Sehart und seiner

Sprache. Vor allem teilt er seine optische Begabung, seinen Drang zu plastischer und malerischer Schaubarmachung mit unsern besten Meistern. Und daneben beswegt sich aus seiner Generation keiner gleich sicher in so gegensählichen Welten wie in der stofflosen des reinen Liedes und der mit wissenschaftlichen Tatsächlichkeiten gepflasterten schweizerischen Literatursund Kunstgeschichte.

Vom Atem des zwanzigsten Jahr= hunderts ist bei dieser älteren Generation und ihren zahlreichen Nachzüglern wenig zu verspüren. Unser Schrifttum hatte fast nur "Stammseele" in sich, keine "Zeit= seele". Dertliche und zeitliche Drientie= rung halten sich ungefähr die Wage in einer Gruppe von jüngeren Erzählern. Sie bilden die Heimatkunst um und ver= segen sie mit anderen Elementen. Ihr Temperament ist weniger idnllisch behag= lich, ihr Geist reger und empfindlicher, ihr Horizont ausgedehnter, und es ist ihnen zustatten gekommen, daß sie alle für lange Jahre die Schranken der Heimat mit der Weite des Auslands vertauscht haben. Alle diese Züge sind, bei größter persön= licher Verschiedenheit, Paul Ilg, Jakob Schaffner, Felix Moeschlin, Albert Steffen gemein. Aus dieser Beschaffenheit mag es sich erklären, daß sie den Erfola und die Popularität der waschechten Heimatkünstler noch nicht erreicht haben, trogdem sie schon kurz nach dem Jahr= hundertwechsel fast gleichzeitig hervor= traten und sich jett, ungefähr im Schmabenalter stehend, über eine reiche Produttion ausweisen können.

Wenn einen, so möchte man Paul Ilg den schweizerischen Naturalisten nen= nen. Er steht Hauptmann und Jola näher als Gotthelf oder Keller. Die Umwelt erscheint bei ihm nicht mehr als gütige Beshausung und schirmende Heimat, eher als ein Feindseliges, eine brutale und rücksichtslose Uebermacht, und darüber wölbt sich der Himmel einer herben und grauen, ja oft pessimistisch bitteren Weltanschausung. Seine vier oder fünf Romane wersden beherrscht von einem einzigen, freilich fruchtbaren und wahr wirkenden Motiv: Der "Held" ist nicht mehr ein zufriedener Jasund-Umen-Sager, sondern ein uns

zufriedener Landstörzer; es ist der sozial von unten Kommende, der, auf sich selbst angewiesen, nirgends eingereiht, aber von heftigem Lebensdrang erfüllt, in einer rohen, materialistisch=kapitalistischen Welt= ordnung den Existenzfampf unternimmt, sich in die oberen Schichten durchschla= gen, arrivieren will, begehrlich und selbst recht materialistisch, Glück und Macht an sich zu reißen versucht, und dem es eigent=

lich doch nie recht gerät.

Zwischen idyslischer Enge und fühner Weite, zwischen Beschaulichkeit und Betriebsamkeit, Heimat und Fremde, Bolks= tum und Großstadt webt Jakob Schaff= ner rüstig, unruhig, aber immer kraftvoll hin und her. Vielleicht hat er kein Stud Welt so lebendig und plastisch dargestellt wie die handwerklich kleinbürgerliche, aus der sein von faustischem Drängen erfüllter Schustergeselle Pilater sich rücksichtslos befreit, um vorerst einmal als Eisen= arbeiter in die von mächtigeren Energien erfüllte Welt der Industrie einzutreten. Als erster unserer Dichter hat Schaffner mit entschlossenem Griff den Maschinen= raum aufgestoßen, sich mit den zeit= gemäßen Problemen von Arbeit, Kapital, Sozialismus, Klassenkampf, mit dem kargen und gehetzten Großstadtleben aus= einandergesett, immer den Standpunkt verschiebend, die Aufgaben wechselnd, dem Rriegserlebnis durch seelische Erschütterungen und gedankliches Ringen neue Be= reicherung seines Schaffens abgewinnend. Und was er ergreife, immer macht sich eine gesunde, tatkräftig zugreifende, sinn= lich nach außen gerichtete Lebenskraft in anschaulicher Gestaltung, scharfer Charakterisierung und saftiger Ursprünglichkeit der Sprache geltend.

In Felix Möschlin ist die Beweg= lichkeit und rüstige Initiative der jüngeren Generation mit der Liebe zu Grund und Boden eine glückliche Mischung ein= gegangen. Gleich fern der migtrauischen Abneigung des schwerfälligen eingesesse= nen Bauerntums gegen das Ungewohnte wie dem komplizierten und überkultivier= ten Geist der Metropolen und seiner senti= mentalen Natursehnsucht, gilt die größte Liebe seines Erzählertums einer freien, einfachen, natürlichen und zeitgemäß er= neuerten Form des Landlebens. Auch

ihm ist die Fremde Erlebnis geworden, die frische Luft und der weite Horizont Schwe= dens sind sozusagen in ihn eingegangen und haben ihm den bei Schweizern nicht eben häufigen Vorzug selbständiger und unbekümmerter Lebenskraft verschafft. während andererseits seine Gefühlsfräfte - in den "Königschmieds" ist es Gestalt geworden — sich aus dem angeborenen Ratholizismus einer reichen und poetischen

Juragegend genährt haben.

Albert Steffens fünf Romane, ersten vor allem, waren eine der unerwarteisten Erweiterungen unseres schwerbeweglichen Schrifttums und vor allem ein seelischer Gewinn. Der volks= erzieherische Hang seiner Landsleute hat sich in ihm auf das zarteste sublimiert. Aus einem religiösen Gefühl der Menschheits= solidarität, des Mitleids, der Mitverant= wortlichkeit - aus derselben Quelle wie Dostojewski — wird dieser gläubige Idealist zu einem Seelenarzt und Welt= verbesserer, der weise genug ist, nicht die Einrichtungen, sondern die Menschen er= neuern zu wollen. Brutaler Materialis= mus scheint ihm der Dämon unseres ..fin= steren Jahrhunderts" und der Weltkrieg bloß der Ausbruch des zerstörenden Giftes. Der eigentliche Herd der Zeitkrankheit ist diesem Bernbieter die Großstadt. Wäh= rend wir uns aber ängstlich und bequem von diesem drohenden Mal der Zeit ab= gekehrt haben, dringt er als Erster un= erschrocken in die verpestete Sphäre. Und als bedeutender Seelenkünder sprenat er die allzu engen psychologischen Grenzen: aus dem seit Rellers Tagen gehüteten Rreis des Normalen und Makpollen dringt er hinunter zum Pathologischen und Berbrecherhaften, hinauf zum Bei= ligen und Genialen und läßt diese Gegen= sähe aufeinanderplahen, voll des ihm eigenen Glaubens, daß Roheit und Uebel die Bestimmung haben, mit ihrer Reibung die Funken der Göttlichkeit im Menschen zu entzünden. Die pessimistische Tragik in Spittelers und Widmanns kosmischen Gesichten wird hier abgelöst durch die Beseligung einer mustischen Schau, die den Schwerpunkt aus der sinnlichen Welt hinaus verlegt, so daß diese ihre Bedeutung, ihre Schönheit und sinnvolle Lösung sub specie aeternitatis empfängt. Nur

allzusehr verliert sich Steffen auch als Gestalter aus der harten Welt des Greifsbaren, und wenn die Figuren unserer älteren Erzählerschule zu viel Fleisch und knochige Körperlichkeit haben, so drohen diejenigen Steffens sich in Geist und Nerven aufzulösen.

In einer anderen Weise löst sich das Epische bei Robert Walser auf. Es zersett sich in ein buntes Geflimmer an= einandergereihter Impressionen, wobei der Reiz und Wert in die Einzelheit und den Moment verlegt wird. Um angemes= sensten bewegt sich Walser in der Tage= buchform; denn die Einheit seiner Bücher ist seine eigene Seele, die, weltfromm und in vergeistigtem Genuß, sich dankbar allen Erscheinungen öffnet, andächtig selbst den kleinen Gaben des Augenblicks hingege= ben. Weil der Walsersche Mensch, der im Grunde nichts will, wenigstens nichts für sich, sondern in reiner zarter Kontem= plation verharrt, der Antipode des aktiven und begehrlichen zeitgenössischen Betriebs= menschen ist, bringt er es denn freilich "zu nichts", sondern bleibt mit seiner schönen Seele abseits nicht bloß von den ge= sicherten Bezirken des bürgerlichen Un= sehens und gemünzten Erfolgs, sondern auch von jeder sozialen Einreihung. Im Grunde sind Walsers Romane, Novellet= ten, Skizzen, unermüdliche Variationen einer verkappten Lyrik. Sein Instrument hat eine einzige Saite, der er freilich einen ungemein zarten und reinen Ion zu ent= loden weiß, deffen nüancierte fenfitive und romantische Beseelung wir in dem etwas robusten Orchester unseres Schrifttums nicht missen möchten.

Eine junge Generation drängt nach, ohne besondere Stoßtraft allerdings. Das zu fehlt es an Zahl, Geschlossenheit und fester Orientierung der Berusenen. Das solide Fundament der Heimatkunst haben sie — der Not und eigenen Trieben sols gend — verlassen, einen weniger aussebeuteten Boden suchend. Oder sollten sie zum zehntenmal wiederholen, was unsere Meister herrlich und ihre Schüler ordentlich gesagt hatten? Manchem sehlt jede greisbare Legitimationskarte als Schweizer; ja der Begirff einer deutsch

schweizerischen Dichtung, den man bisher mit Jug anwenden durfte, beginnt in Frage gestellt zu werden. Dem Jonll sagen die Jungen ohne Wehmutstränen ab: Schranken des Standes und der Na= tion fallen. Ein schärferer Wind, aus unbestimmten Weiten kommend, aus Deutschland, aus Standinavien und Rukland, aus den menschenwimmelnden Zen= tren heftigeren, rascheren, vielleicht we= niger gesegneten Lebens, hat die Segel des unlängst flott gewordenen literarischen Geschwaders ergriffen, das eine Fahrzeug hierhin, das andere dorthin getrieben, und ein drittes kreuzt auf ewiger Suche hin und her.

Die europäische Vorgewitterstimsmung, welche die Jungen während ihres Wachstums einatmeten, hat sie nervöser und labiler gemacht, aber ihr seelisches Erdreich gelockert, empfänglich gestaltet und ein intensiveres Leben in ihnen ausselöst. Der "Zeitgeist" hat den "Bernersgeist" aus ihnen verdrängt; Ungeduld, Unsgenügen und ein klein wenig Verachtung befällt sie angesichts der provinziellen Selbstgenügsamkeit und Selbstgefälligskeit; größere Dinge stehen auf ihrer Tagesordnung.

Vielleicht ist ihre Haltung, ja bisweilen selbst ihre Haltlosigkeit, verdienstlicher, gewiß aber undankbarer und einstweilen auch oft unfruchtbarer, ihre Physiognomien sind interessanter, aber problematischer als die der väterlichen Generation.

Titel sind nicht Taten, aber Trommelschläge, und schon ist aus ihnen herauszuhören, wohin — wo überall hin! — das Aufgebot des neuen Willens zielt. "Aufbruch des Herzens", "Die Revolution des Herzens", "Der Morgen", "Auffahrt", "Der Weg ins Weite", "Weltgarten", "Selbstbegegnung" — wie anders wirken diese Zeichen auf uns ein, diese vom Atem der Zeit aufgewühlten und schwungvoll vorausgetragenen Fahnen, als die im windstillen Heimatboden fest eingepflanzeten: "Dorfgenossen", "Seimwehland", "Heiwili", "Bergvolk", "Erdschollen", "Der Apotheker von Kleinweltwil", "Joggeli".

Der neue Geisteszustand ist nicht mehr der epische, der eine gelassene Umschau aus sicherer Warte voraussetzt, sondern Inrisch oder dramatisch. Die Welt, die sich den Blicken der Jungen bietet, schwankt dunkel und wirr; sie nehmen nicht mehr die Statik der Dinge, sondern ihren Fluß und ihre Schwingungen wahr; sie leben weniger in den Schranken der objektiven Welt als in der unbeschränkten des Ge= fühls.

Der Großteil der modernen Lyrif, auch in der Schweiz, ist in kosmisches oder religiöses Empfinden getaucht. Den "Weg ins Weite" als eine Befreiung vom Druck beengender Umwelt schlägt Max Gei= linger in seinen Symnen ein, beren weitgeschwungene Rhnthmen die Ele= mente der freien, großen, schöpferischen Natur einzufangen suchen.

Den Weg nach innen ist einer zu Ende geschritten, dessen leibliches Dasein früh am Ziele war: Karl Stamm. Nicht mehr der blendende Tag, die Nacht ist seine Heimat, wo die Unzahl der voneinander losgelösten, sich widerstreitenden Dinge mustisch in eins zurückzufließen scheint; nicht mehr wie Spitteler oder Widmann tröstet und trägt ihn die Göttin Maya mit dem Glanz ihrer Erscheinungswelt über die hohlen und finstern Tiefen des Da= seins hinweg. Der überzarten, zur äußeren Tat und zum Erfolg ungeschickten, scheuen und vornehmen Seele ist das Leben Last und Mühsal; Stamms Krankheitsgedichte sind nur Sinnbilder für die Krankheit des Daseins, seine Kriegsdichtungen für den Kampf ums Dasein, und jeder Mensch in der höchsten Not ist ein Soldat, der vor dem Gefreuzigten niederkniet. Seine leidgeborene Sehnsucht stillt sich im metaphysischen Glauben und dringt in gesegneten Stunden, ihrer Wundheit verges= lend, in den reinen und frommen Begirt demütigen Friedens vor.

War das Naturhafte, Erdhafte aus Gotthelf als unbefangen naive, fünst= lerisch ungeläuterte Kraft hervorgebrochen, war es bei seinen Nachfolgern lahmer und 3ahmer geworden, hatte unsere Dichtung in G. Reller den glücklichen Moment er= lebt, wo das Naturhafte und Kunsthafte sich das Gleichgewicht halten, so hatte sich bereits C. F. Mener als ein echter Rultur= dichter, als das edle, doch überaus zarte Gewächs einer literarischen Spätreife er= wiesen. Und da eine ähnliche Verfeine= rung des Empfindens, Vergeistigung des

Wollens und Vervollkommnung der Form gleichzeitig in Deutschland schon allge= meiner geworden war, konnte sich unsere junge Generation solchen Einwirkungen nicht verschließen. Ueberhaupt ist sie ver= möge ihrer größeren Sensibilität und Reaktionsfähigkeit literarischen Anregungen von außen zugänglicher, so daß der ganze Wirrwarr von modernen Richtungen und Tendenzen in unser Schrifttum seinen Schatten und sein Echo wirft. Zugleich hat sich aber das fünstlerische Niveau, die literarische Haltung, die Gewandtheit in gebundener und ungebundener Rede ge= hoben und die Gehirne sind intellektueller, aber geistiger geworden.

Ronrad Falke ichon ist ein solcher, bisweilen ans Akademische streifender, denkerischer Rünftler der edeln Form in Drama und Novelle. Siegfried Lang pflegt eine vornehm getönte ästhetizistische Lyrik; Sans Reinhart tränkt seine Berse mit zarten Stimmungen; diejenigen Ronrad Bänningers sind ein wunderliches Gemisch von Schlichtheit und literarischer Preziosität; Leo Menenburg malt mit gewandt groß= städtischer Technik neue Impressionen. Ja, das Wunder ist geschehen, daß ein Landsmann unter dem weltmännisch klin= genden Pseudonnm Alexander Castell die Sensationen des Großstadtlebens in raffinierter Spannung elegant zu prä= sentieren versteht. Der durch die vertiefte Psychologie der großen Russen und Standinavier geschärfte Blid macht Charlot Straßer zu einem erfahrenen und un= erbittlichen Künder kranker und verwor= rener Seelen. Auch Ruth Waldstetters gehaltvolle Erzählerkunft ist den Proble= men verfeinerten Innenlebens zugeneigt. S. D. Steinberg gibt seinen Versen eine ausgeglichene, feingeschliffene Oberfläche; doch verrät sich darunter die moderne Sensibilität, welcher ein fleiner Vorfall, woran der stumpfere Mensch unberührt vorübergeht, zum aufregenden, schmerzlichen Erlebnis wird.

Andie Nachbarschaft romanischen Form= empfindens erinnert der Schmelz und Fluß, die Anmut und Harmonie, mit der Max Pulver ein schimmerndes Gewand um den geistigen Gehalt seiner Gedichte webt. Als einer der wenigen unter dem zwar phantasiebegabten, aber nüchternen Schweizerschlag hat er aus dem Brunnen der Romantik getrunken und nicht ohne Intellektualität und bildungsmäßige Espeterik offenbart er ein aus christlichen, gnostischen, buddhistischen, philosophischen Elementen zusammengesetzes Weltbild in mysterienhaften dramatischen Dichtungen, wobei der Kampf zweierfeindlicher Grundprinzipien, des Guten und des Uebeln, die dramatische Spannung abgibt.

Und innere Spannungen, Konflikte und Zwiespälte jeder Art oder auch das Bewuftsein mächtiger Gegensätze in der zeitgenössischen Außenwelt drängen die jüngere Generation überhaupt zur Bühne, ohne daß bisher einem von ihnen ge= lungen wäre, ein geschlossenes drama= tisches Deuvre, geschweige benn einen schweizerischen Dramentypus zu schaffen, der sich unseren epischen Großtaten an die Seite stellen könnte. Aber vergessen wir nicht, daß die Kräfte der meisten sich noch nicht ausgewirkt oder ausgewachsen haben und die chaotische Unruhe der Gegenwart auch rings in den Nachbarländern abge= flärten und endgültigen fünstlerischen Ge= staltungen denkbar ungünstig ist.

*

Vielleicht war der Weltfrieg nur die Entladung des unterirdisch gärenden Chaos, das den lebendigen Seelen schon lange dunkel bewußt war. Auf einmal waren alle bestehenden Werte, ja die nationale Existenz in Frage gestellt, und noch jest zeigt sich kein deutlicher Ausweg aus dem Uebergangsstadium, in dem, wie das ganze Geistesleben, auch unser Schriftstum ungewiß und provisorisch hangt und bangt.

Die allgemeine Aufrüttelung aus dem reichlich materialistischen Behagen ist einstweilen wohl sein bester Gewinn; ausgereiste dichterische Gestaltungen des Zeitzerlebnisses hat auch das Ausland spärlich hervorgebracht. Vorerst hatte man genug zu tun, die nationale Existenz mit den Waffen des Geistes wahren zu helsen und in dem allgemeinen Wanken einen festen Standpunkt zu gewinnen, so daß sogar mancher Dichter und ästhetisch gerichtete Geist — Spitteler etwa, Gottsried Bohznenblust, Konrad Falke — aus seinen

ruhigen Bezirken hinaustrat, um seine Kraft in den politischen und nationalen Dienst des Tages zu stellen.

Befand man sich denn nicht in der wunderlichsten Lage der Welt: als fast einziger und machtloser Juschauer elementarer Entladungen aus dem verstrauten Kulturzusammenhang heraus in eine Sonderstellung geworfen, gefährliche Sympathien, meist für die uns sprachlich und geistig nächste Kriegspartei, in der Brust, das Erlebnis des Schweizertums und zugleich dem Europäertums zum erstenmal mit ganzer Seele hingegeben?

Für eines freilich hatte man eine Weile nichts mehr übrig: für den liebevoll gepflegten Regionalismus und Lokalsgeift; dagegen begann das weiße Kreuz im roten Feld wie eine geheimnisvolle Rune den Blick zu bannen und eine Lösung der plöhlich in ihrer Schwere erkannten Probleme unserer vielsprachigen, vielstämsmigen Sprachgemeinschaft zu fordern.

Der Selbsterhaltungstrieb machte den Patriotismus auf einmal zu einer reellen Macht, auch in der Dichtung. Im Brenn= punkt des Empfindungsaufschwungs stand eine Weile das Heer. Freilich ging es nicht mehr an, sich auf Tellenschüsse und Winkelriedopfer in einer historischen Rüst= kammerpoesie zu berufen, und mit den Taten des Grenzdienstes — besser seiner erzwungenen geduldigen Tatenlosiakeit war poetisch auch kein Staat zu machen. Darum zeigt unsere üppig ins Kraut ge= schossene friedliche Kriegsliteratur ihr bestes Gesicht, wo sie auf alle Prätention und Sensation verzichtet und in schlichter Chrlichkeit die Erlebnisse verinnerlicht wie in hermann Weilenmanns "Befreier".

Die Gefahr öffnete die Augen und Lippen für die nationalen Schäden, man begann in sich zu gehen und die Selbstgefälligkeit mit der Selbstkritik zu verstauschen. Wenn auch kein neuer Tadels und Strafroman wie "Martin Salander" zustande kam, so hielt doch ein Jakob Schaffner in seinem "Schweizerkreuz" und seiner "Schweizerreise" den Landssleuten mit derber Gebärde einen uns bestechlichen Spiegel vor.

Vom Schicksal vor die Frage gestellt, ob man Schweizer oder Europäer sein wollte, entschieden sich nicht die Schlech= testen für beides zugleich, etwa auf dem Boden von Strindbergs Formulierung, die Schweiz sei das Miniaturmodell, nach dem das Europa der Zukunft gebaut werde, ohne aber das Bewußtsein der Unsvollkommenheit dieses Modells zu verslieren.

Gustav Gampers vorher wenig besachtete hymnische Prophetie "Die Brücke Europas" wirkte auf einmal, ins Licht der Zeitereignisse gestellt, wie der Aufruf zu einem schweizerischen Idealprogramm, Brüderlichkeit nach innen, Brüderlichkeit nach außen fordernd. Den Geist der Bersöhnlichkeit und liebenden Solidarität bannte Steffen in das Symbol seines Romanes "Sibylla Mariana".

Aber je sicherer wir im Lauf der mör= derischen Jahre auf unsere Neutralität pochen durften, um so mehr lief sie Ge= fahr, zu einem guten Geschäft zu werden. War es nicht eine Forderung des Gewis= sens, an der Berwirklichung einer zukünf= tigen Epoche des Weltfriedens mitzuwirfen und, wie wir mit der Ausbildung der Neutralität historisch vorangingen, die Gefahr auf uns zu nehmen, ein Beispiel des freiwilligen Verzichts auf jede Ge= walt, selbst auf die Verteidigung, zu geben, durch Abrüstung den unbedingten Willen zur Friedfertigkeit zu bezeugen? Diesen Gedanken versuchte F. Möschlin in seiner "Revolution des Herzens" dramatisch zu verkörpern. Wie nun endlich der erstarkte Sozialismus die Dreieinig=

feit der nationalen, militaristischen und kapitalistischen Mächte als die Schuldigen an der Weltkatastrophe zur Verantwortung zog, mußte auch in unserm Schrifttum ein derbes Echo dieser Anklage erstönen; Paul Ilg malte in seinem "starken Mann" den Teusel des schweizerischen Militarismus in reichlicher Vergrößerung an die Wand. Und Hans Ganz, in dem sich am intensissten und reinsten die seelische Verfassung des jüngsten europäischen Dichtergeschlechtes spiegelt, ließ in seiner Kriegstragödie "Der Morgen" die revolutionäre Luft eines ans brechenden Menschheitstages fühlen.

Je völliger die Jugendjahre unserer Dichter in die Kriegsnotzeit hereingezogen waren, um so heftiger wird die seelische Erschütterung in ihren Versen laut. Oft nur als Erschütterung, bisweilen schon als neue Gesinnung und in Ansähen neuer fünstlerischer Ausdrucksform.

Noch nicht abzuschäßende Aufgaben und Perspektiven öffnen sich wie die Weite eines Meeres; stürmisch weht ein unsberechenbarer Wind. Unser Schrifttum wird es im kommenden Vierteljahrhundert nicht leicht haben; ungewisser und gefährslicher liegt die Wasserstraße vor ihm als bisher. Mag es nicht an dem Mut fehlen, die Segel auszuspannen und sich hinauszuwagen, nicht an der Kraft, das Steuer zu meistern, neuen Zielen zu, die aber würdig sind der großen Tradition unserer Dichtung.

Aphorismen.

Wir selbst sind es, die dem Leben je und je unsere Akzepte ausstellen, nach denen es uns dann gefällt oder nicht gefällt, zu leben.

Sie sind zu ihrer Zeit stets eine Dos kumentierung unseres Wesens und bes zeichnen den Umfang unserer Erwars tungen.

Menschliche Beziehungen stehen unter dem Schicksal, daß sie sich verbrauchen. Und es ist immer das Unglück des schwächeren und "guten" Menschen, daß er mitverbraucht und weggeworfen wird. Es will der Wendepunkt eines Geschehens nicht zuletzt den Wechsel auch der Mittel.

Schicksal wird: durch den Kulminationspunkt gegangenes, mit den alten Mitteln nicht mehr zu bewältigendes, die alten Mittel zerbrechendes Leben.

Das Leben will ein Zeigen, ein Aufdecken, ein Zu-erkennen=geben sein.

Weil wir dann am achtsamsten — weil am empfindlichsten — sind, wenn wir leiden, sind unsere erlittenen Erlebenisse unsere erkenntnistiessten.